

Zeitschrift: Energie & Umwelt : das Magazin der Schweizerischen Energie-Stiftung SES
Herausgeber: Schweizerische Energie-Stiftung
Band: - (2011)
Heft: 1: Tschernobyl : 25 Jahre danach

Artikel: "Alles war so stark radioaktiv verstrahlt, dass nur die Flucht blieb"
Autor: Jaeggi, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-586000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

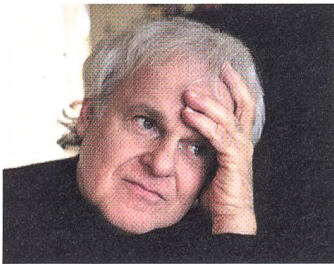
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Alles war so stark radioaktiv verstrahlt, dass nur die Flucht blieb»

Vor 25 Jahren, am 26. April 1986, zerstörte eine Reihe von Explosionen einen Reaktor und umliegende Gebäude des Atomkraftwerks Tschernobyl in der Ukraine. Das Unglück wurde zur grössten Technologiekatastrophe in der Geschichte der Menschheit. Besonders schwer getroffen wurde das Nachbarland Belarus (Weissrussland). Über der Republik gingen etwa 70% des radioaktiven Fallouts nieder. Das Land verlor fast 500 Dörfer, weil sie zu sehr verstrahlt und unbewohnbar wurden. Beinahe ein Viertel des Landes wurde verseucht.



Peter Jaeggi (Text und Fotos)
sprach in Belarus mit Zeitzeugen und Wissenschaftlern.

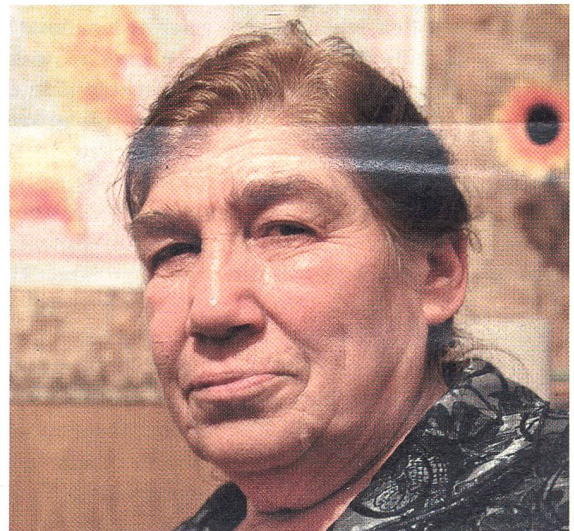
Peter Jaeggi ist freischaffender Autor und Fotograf. Er arbeitet u.a. für SRF, SWR2 sowie für nationale und internationale Printmedien. Die hier publizierten Texte stammen aus seinem neuen Buch rund um das Thema «25 Jahre nach Tschernobyl». Darin werden auch die Auswirkungen von Tschernobyl auf die Schweiz ausführlich dargestellt. Wer sich für das Buch interessiert, kann sich unter www.peterjaeggi.ch eintragen und wird dann rechtzeitig über das Erscheinen des Werkes (Lenos Verlag, Herbst 2011) informiert.

Anastasija Fedosenko – Und plötzlich klopfte es an die Tür

Es gab neben der eigentlichen Tschernobyl-Katastrophe noch ein zweites Unglück: die Informationskatastrophe. Die Führung der damaligen Sowjetunion verschwieg das Unglück zunächst und verheimlichte noch während Jahren sein wahres Ausmass. Ein Verbrechen, das die Gesundheit und das Leben tausender von Menschen kostete. Anastasija Fedosenko lebt im verstrahlten Dorf Komarin. Die Zootechnikerin führt dort ein Labor, wo Menschen ihre Nahrungsmittel kostenlos auf Radioaktivität hin überprüfen können.

Anastasija Fedosenko leitete 1986 die Evakuierung von vier Dörfern. Sie erinnert sich: «Am 4. Mai um fünf Uhr morgens klopfte plötzlich jemand an die Tür und sagte: Ihr müsst alles dalassen. Alles. Wir durften nur mitnehmen, was man für drei Tage braucht. Plötzlich wird man irgendwohin gebracht. Sie können sich vielleicht vorstellen, wie man sich in einer solchen Situation fühlt. Dazu kam das Unwissen. Wir hatten nicht gewusst, was das alles bewirken kann.

Was passiert war, blieb geheim. Wir hatten gehört, dass da etwas los ist im AKW Tschernobyl. Aber wir erfuhren nichts Genaueres. Bis zum 4. Mai um fünf Uhr morgens: Da trommelte uns der Gemeinderat zusammen und erklärte uns, dass wir bis zum 6. Mai mittags unsere Häuser verlassen müssten. Ich arbeitete damals in einer Nachbarkolchosa als Zootechnikerin und war nicht nur für die privaten Häuser zuständig,



Anastasija Fedosenko

sondern auch für die Kolchosa. Zu ihr gehörten etwa tausend Tiere, auch diese mussten evakuiert werden. Ich leitete die Evakuierung von vier Dörfern. Das ist nicht wenig. Dazu kamen zwei Bauernhöfe, die zur Kolchosa gehörten. Auch diese mussten umgesiedelt werden.

Es gab eine weitere Tragödie, nämlich jene mit den Kindern. Man hat Kinder abgeholt, sie von ihren Eltern getrennt und den ganzen Sommer lang in Erholungscamps gebracht. Man wusste nicht wohin. Nur Kinder unter drei Jahren durften gemeinsam mit ihren Müttern woanders hin. Das war natürlich ein Drama für die Familien, nicht zu wissen, wo ihre Kinder sind.»

Alle Fotos: Peter Jaeggi



Bild links: Im Zentrum der 30-Kilometer-Zone ist menschliches Leben nicht mehr möglich. Bild rechts: Ab hier wird es lebensbedrohlich. Grenzposten der 30-Kilometer-Zone im Gomelgebiet von Belarus.

Sofia Bershavskaya: Mit Blut bezahlt

337'000 Menschen verliessen damals in Belarus auf staatliche Anordnung hin und auch freiwillig ihre Häuser. Ihr Dorf, ihr Garten, ihr Haus, ja selbst ihr Bett war so stark radioaktiv verstrahlt, dass nur die Flucht blieb. Einer dieser Flüchtlinge heisst Sofia Bershavskaya, geboren 1929.

Sofia Bershavskaya kam nach der Tschernobyl-Katastrophe aus dem rund 300 Kilometer weit entfernten und verstrahlten Städtchen Tschetschersk nach Minsk. In Tschetschersk wohnte sie mit ihrem Mann und ihren Kindern in einem schmucken Holzhaus. Ein halbes Leben lang hatten sie dafür gespart. Und als es endlich stand, zerstörte Tschernobyl alles. Heute lebt Sofia Bershavskaya in der belarussischen Hauptstadt in einem tristen Wohnblock, zusammen mit ihrer stark geistig behinderten, 45 Jahre alten Tochter Alla.

«Wir verschlossen die Türen des Hauses und mussten alles da lassen. Dann fuhren Autos vor und mit diesen wurden wir weggefahren. Man sagte uns nicht, weshalb. Als wir weg waren, sind Leute aus dem Konfliktgebiet von Berg-Karabach eingezogen. Die sagten sich: Radioaktivität sieht man nicht und hier gibt es keinen Krieg. Darum sind sie geblieben. Heute leben sie in unseren Häusern. In unser eigenes Haus sind Leute aus dem Nachbardorf eingezogen. Ein Säuferpaar. Ir-

gendwann haben die das Haus in Brand gesetzt. Das Paar ist darin umgekommen. Ja... das war das Schicksal unseres Hauses.

Mein Mann und ich hatten für den Hausbau einen Kredit von 12'000 Rubel aufgenommen. Nach und nach bezahlten wir alles zurück. Wir spendeten auch Blut. Ja, und mit dem Geld, das wir dafür bekamen, stotterten wir den Kredit ab. Auch deswegen hänge ich so an diesem Haus. – Und dann war auf einmal alles weg.»



Sofia Bershavskaya

Shanna Tschubsa: Schreckliche neue Wörter

Shanna Tschubsa war elf Jahre alt, als Tschernobyl über sie und ihr Land hereinbrach. Sie wohnte im Dorf Ryschkov, etwa 50 Kilometer Luftlinie von Tschernobyl entfernt. Shannas Schulhaus stand im Nachbardorf, das so stark radioaktiv verseucht wurde, dass alle Bewohner evakuiert werden mussten. Die Schule aber wurde weiterbetrieben. Vier Jahre lang.

Heute ist Shanna Tschubsa Mutter von drei Kindern. Im verstrahlten Städtchen Bragin, das wegen Tschernobyl 70% seiner Einwohner und sein gesamtes Wirtschaftsleben verlor, leitet sie den «ökologischen Mutter-Kind-Club» des Grünen Kreuzes. Etwa hundert Mütter und Kinder lernen in diesem Club, wie man in einem radioaktiv belasteten Gebiet überlebt. Medizinische Informationen, psychologische und soziale Stützmassnahmen sowie Programme zur Freizeitgestaltung gehören zum Angebot. Shanna Tschubsa



Shanna Tschubsa

erinnert sich an die Zeit des Unglücks. «Das war eine schreckliche Tragödie und es ist unangenehm und nicht schön, sich daran zu erinnern. Mein Leben hat zwei Abschnitte: das Leben vor Tschernobyl und das Leben danach. Ryschkov, das Dorf, in dem ich geboren wurde, ist von Wäldern umgeben. Dort spielten wir sehr oft und wir sammelten Pilze und Beeren. Und plötzlich musste ich als kleines Mädchen von elf Jahren neue Wörter lernen. Radioaktivität, Strontium, Cäsium, Tschernobyl. – Diese Wörter waren ungewohnt und sie bedeuten vieles. Man sagte mir, dass ich nicht mehr im Sand spielen dürfe, dass

ich auch nicht mehr in den Wald gehen dürfe. Ja, die neuen Wörter bedeuteten, dass ich kaum mehr draussen spielen durfte.

Als wir einige Monate später zurück zur Schule gingen, folgte die nächste Quälerei. Nämlich zwei, drei Mal, manchmal vier Mal im Jahr besuchten uns Ärzte-Delegationen aus Minsk. Sie untersuchten uns, sie haben uns Blut genommen. Alle möglichen Proben wurden gemacht. Nachher verschwanden die Ärzte wieder. Die Ergebnisse erfuhren wir nie. Das Schreckliche war, dass sie stets wieder auftauchten, irgendetwas mit uns machten und wiederum verschwanden. Wir fühlten uns als Versuchskaninchen.

Ich hatte eine sehr hohe Dosis Radionuklide in meinem Körper angereichert und musste deswegen ins Krankenhaus nach Gomel. Dort wurden mir Medikamente und Vitamine verabreicht. Dass wir zum Beispiel Pilze oder Beeren nicht essen dürfen, die ja verstrahlt waren, dass wir aufpassen sollten, was wir essen, wurde uns nicht gesagt.»

Professorin Rosa Goncharova: Selbst die kleinste radioaktive Dosis ist gefährlich

Wie gefährlich sind selbst minimste radioaktive Strahlungen? – Welche gesundheitlichen Folgen hat es, wenn Menschen, die in verstrahlten Gebieten zu Hause sind, ein Leben lang einer Dauerstrahlung ausgesetzt sind? «Selbst kleinste Dosen sind nicht harmlos», erklärt Professorin Rosa Goncharova, Leiterin des genetischen Labors des Institutes für Genetik und Zytologie, Belarussische Akademie der Wissenschaften in Minsk.

«Eine der wichtigsten Erkenntnisse unserer Forschung nach Tschernobyl besteht in der Tatsache, dass Niedrigdosen der ionisierenden Strahlung biologische und

genetische Folgen haben. Das ist heute bewiesen. Und zwar geht es um Folgen für das somatische und das reproduktive System von Tieren. Bei einer Niedrigstrahlung unter 100 Millisievert bis hin zur Normalstrahlung wurden in unserem Labor genetische Veränderungen festgestellt.

Durch Niedrigstrahlung können Mutationen zunehmen. Jede Zelle, jeder Organismus hat eine so genannte spontane Fähigkeit zu Mutationen. Durch die Einwirkung radioaktiver Strahlung kann es zu Veränderungen der Erbstruktur kommen, zur Zunahme von Mutationen. Wir haben Tiere beobachtet, die in freier Natur unter Niedrigstrahlung leben. Wir stellten fest, dass unter der Einwirkung der Niedrigdosen die Zahl der Mutationen zugenommen hat.

Der Mensch, wie auch jedes andere Lebewesen, besitzt eine Reihe von Schutzsystemen, die solche Mutationen sozusagen bekämpfen. Mit der Zunahme von Mutationen unter der Einwirkung von Radioaktivität fängt der Organismus an, diese Mutationen zu beseitigen. Wenn es aber durch die Strahlung zu viele Mutationen gibt, wird der Organismus zusätzlich belastet.

Bei den Kindern, die in kontaminierten Gebieten leben, hat man aus diesem Grund Veränderungen einzelner Gene festgestellt. Das Schlimme ist, dass diese Kindern eine erhöhte Sensibilität gegenüber ungünstigen Faktoren haben. Das heisst, diese Kinder werden eher krank, sie erkranken häufiger als andere. Zu den erwähnten ungünstigen Faktoren gehören Fieber, schlechte Ernährung, Umwelteinflüsse, chemische Umweltverschmutzungen. Das gilt nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene. Sie alle haben eine erhöhte Sensibilität gegenüber ungünstigen Faktoren.

Das ist für mich eine wichtige Lehre aus Tschernobyl: Die Menschen brauchen keine Atomkraftwerke. – Atomkraftwerke, die Atomindustrie sind Kinder



Professorin Rosa Goncharova

der militärischen Industrie, egal, was erzählt wird, ob sie sicher oder unsicher sind. Es ist ein Fehler der Menschheit, auf die Atomindustrie zu setzen.

Wir sehen, mit wie viel Kraft und Durchhaltevermögen terroristische, diktatorische Länder wie zum Beispiel der Iran alles Mögliche daran setzen, um die so genannte friedliche Nutzung der Atomenergie zu entwickeln. Der Iran hat genügend energetische Vor-

räte in Form von Erdöl. Das Land braucht gar keine Atomkraftwerke, keine Atomindustrie. Es braucht sie nur, um eine Atomwaffe zu entwickeln.

Die militärische Atomindustrie und die Atomkraftwerke sind riesige Systeme innerhalb der einzelnen Staaten, die versuchen, einander zu unterstützen und sich weiterzuentwickeln.»

Viktor Kulikowski: tödlicher Auftrag als Liquidator

«Dekontamination». Das war der tödliche Auftrag Hunderttausender so genannter Liquidatoren. Armeeangehörige und Zivilisten aus der ganzen ehemaligen Sowjetunion räumten im Epizentrum der Apokalypse von Tschernobyl hochradioaktive Trümmer weg. Die Trümmer waren häufig derart gefährlich, dass die Einsätze oft nur Sekunden oder Minuten dauern durften.

Laut dem Gesundheitsministerium starben zwischen 1990 und 2002 über 8500 Liquidatoren. Ihre Vereinigung sagt, bis heute seien etwa 100'000 Liquidatoren an den Folgen ihres Einsatzes gestorben. Zehntausende wurden zu Behinderten und praktisch alle, die überlebten, leiden unter lebenslangen Krankheiten. Einer, der damals an der radioaktiven Front zuvorst mit dabei war, ist der Liquidator Viktor Kulikowski, geboren 1955.

«Ich arbeitete in Tschernobyl als Elektriker und erhielt jeweils eine bestimmte Aufgabe. Man bekam dafür drei Minuten. Zum Beispiel musste man erst einmal einen Kilometer gehen, dann 70 Meter eine Treppe hochrennen. Dann hatte man ein Kabel festzumachen oder irgendeine Lampe zu montieren. Dann zurückrennen. – Aber in drei Minuten, ja selbst in fünf Minuten war es völlig unmöglich, diese Aufgabe zu erfüllen. Wir trugen Tagesdosimeter auf uns. Das waren so weisse Stifte, ähnlich einem Kugelschreiber. Ich hatte mir nach dem ersten Tag schon gedacht, dass die Dosis extra niedrig gehalten, also dass der Stift manipuliert worden war.

Man konnte nämlich diese Tagesdosimeter nicht selber ablesen. Die musste man abgeben. Sie wurden in ein spezielles Gerät gesteckt, das die Dosis erfasste. Am Anfang war es so, dass der Tisch, bei dem die Stifte eingesammelt wurden, so stand, dass gross Gewachsene wie ich sich drüber lehnen konnten. Dabei hat man gesehen, dass die Dosis absichtlich niedrig gehalten, irgendwie runtergerechnet wurde. Später hat man die Stifte so abgelesen, dass man sie nicht mehr sehen konnte.

Man durfte maximal sechs Stunden arbeiten, damit man keine zu hohe Dosis abbekam. Aber manchmal gab es keinen Schichtwechsel, die neue Schicht tauchte einfach nicht auf. Zudem fehlte es an Fach-

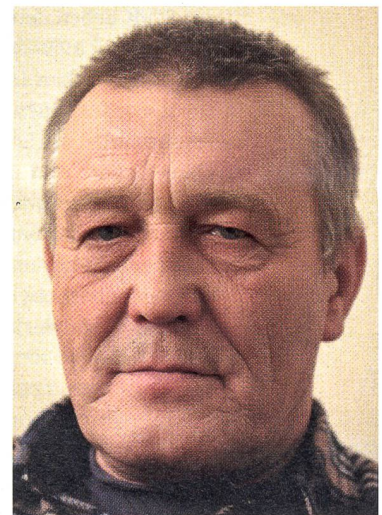
kräften. So hat man halt tagelang an der Unfallstelle gearbeitet... man wusste letztlich nicht, wie viel Radioaktivität man abbekommen hatte. Schliesslich bin ich mit einem Papier nach Hause gekommen, in dem bestätigt wurde, dass ich nur eine kleine Dosis abbekommen hätte. Das kann einfach nicht stimmen. Die Farbe meines Körpers war komplett gelb-braun. Es war Sommer, wir gingen nie an die Sonne. Wir sind bestrahlt worden. Wir trugen diese Baumwollkleider und es ist trotzdem bis zur Haut durchgekommen. Ich fing einen Strahlenbrand ein.

Es war September, der letzte Monat meines Einsatzes in Tschernobyl. Es war bereits kälter geworden. Aber als wir auf dem Reaktorgelände ankamen, war es wie in einer heissen Pfanne. So unwahrscheinlich heiss war der Boden, dass sogar die Schuhsohlen geschmolzen sind. Auf dem ganzen Gelände des Atomkraftwerkes.

Heute habe ich dauernd Probleme mit meinen Augen, ich verliere oft das Bewusstsein, in der letzten Zeit immer mehr. Es ist keine Epilepsie. Ich fühle mich dann wie ein Ball. Ich falle zu Boden und stehe wieder auf.

Einmal im Jahr muss ich in die Klinik zur Kontrolle. Aber da wird man nicht behandelt. Das ist nur für den Arzt. Um einfach so ein Häkchen zu machen. Letztes Mal hat mich der Arzt gefragt, warum ich eigentlich gekommen sei. Ich sei gesund und da hab ich gesagt: «Ja, damit Sie ein Häkchen machen können». Da hat er gelacht. Und ein Häkchen gemacht. Strahlenkrankheit kann man nicht behandeln. Folgekrankheiten werden gar nicht akzeptiert, und es wird alles schön-geredet oder es werden einfach weniger schlimme Diagnosen gestellt.

Alle haben sie uns im Stich gelassen. Wir stehen heute völlig am Rand der Gesellschaft. Auch meine Familie, meine Frau und meine Kinder haben mich im Stich gelassen.»



Viktor Kulikowski